

Arbeit an Emotionen in Partizipativer Lehre

Potentiale und ambivalente Nebeneffekte der Sichtbarmachung ungleich geteilter Emotionsarbeit

Yvonne Wechuli & Jana York

1. Einleitung

Im Grundlagenbeitrag explizieren die Herausgeber:innen ein Spannungsfeld zwischen »exklusiver Hochschultradition« und »inklusive Hochschulentwicklung«. Der vorliegende Beitrag schlägt nun eine spezifische Ebene vor, auf der Partizipative Lehre für Diversität sensibilisieren kann – nämlich dafür, dass behinderten Menschen¹ alltäglich aufgebürdet wird, einen überproportionalen Anteil einer Arbeit an Emotionen zu leisten, wie wir bereits an anderer Stelle argumentiert haben (vgl. Wechuli 2023; York/Wechuli 2023). Diese Manifestation einer ableistischen Gesellschaft wird auch an Hochschulen reproduziert, insbesondere da diese ebenfalls als inhärent ableistisch angesehen werden können (vgl. Wechuli 2023; York/Wechuli 2023). Mit der Diversifizierung der Hochschulen durch Erweiterungen der Studierenden- und Lehrendenschaft (vgl. Grundlagenbeitrag) – etwa, aber nicht ausschließlich durch Partizipative Lehre – wird eine zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen ungleich geteilte Emotionsarbeit auch im Hochschulkontext aktuell.

Der Beitrag beschreibt ungleich geteilte Emotionsarbeit zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen bewusst offen, um eine Reflexionsfolie für Ungleichheitslagen unterschiedlicher Statusgruppen an Hochschulen sowie in heterogenen Anwendungsfeldern zu konturieren. Herangezogen werden kann diese Reflexionsfolie nicht nur für die Analyse von Ungleichheiten zwischen behinderten und nicht-behinderten Studierenden, Lehrenden und Forschenden, sondern auch für weitere Kontexte, die mit einer Diversifizierung von Hochschulen Relevanz entfalten.

1 Wir sprechen in diesem Beitrag von behinderten Menschen, um anzuzeigen, dass diese soziale Gruppe behindert wird.

Im Folgenden wird zunächst das Konzept der Emotionsarbeit nach Arlie Hochschild (2012 [1983]) vorgestellt und beschrieben, wie es in den Disability Studies zu-
meist rezipiert wird (Abschnitt 1). Anschließend stellen wir das Potential Partizipativer
Lehre für eine zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen gerechter
verteilte Emotionsarbeit heraus (Abschnitt 2) und beleuchten mögliche ambiva-
lente Nebeneffekte (Abschnitt 3). Alle drei Aspekte werden abschließend in einem
Fazit (Abschnitt 4) diskutiert.

2. Ungleich geteilte Emotionsarbeit

Der Begriff Emotionsarbeit geht auf die Emotionssoziologin Arlie Hochschild (2012
[1983]) zurück, die zunächst bei Beschäftigten im Dienstleistungssektor aufzeigte,
wie diese ihre eigenen Emotionen (oder auch die Emotionen anderer Menschen)
zu beeinflussen versuchen, um situationsspezifischen Erwartungen – sogenannten
Gefühlsnormen – gerecht zu werden, die soziokulturell und historisch geprägt sind.
Emotionsarbeit wird auch im privaten (vgl. Hochschild 2013) oder etwa politischen
Bereich (vgl. Hochschild 2016; siehe auch Wechuli 2019) geleistet, wobei sich zwei
Formen unterscheiden lassen. Beim *Oberflächenhandeln* wird der eigene emotionale
Ausdruck verändert, während beim *Tiefenhandeln* die Empfindung selbst zu beein-
flussen versucht wird, etwa durch Umdeutungen der Situation oder Atemtechniken
(vgl. Hochschild 1998).

Emotionsarbeit ist ein in den Disability Studies häufig rezipiertes Konzept –
insbesondere im Vergleich mit anderen emotionstheoretischen Konzepten.² Es
wird meist dazu verwendet, um die zusätzliche, unbezahlte *Arbeit* zu beschreiben,
die behinderten Menschen abverlangt wird, etwa um mit den Folgen von psycho-
emotionalem Disablism (vgl. Reeve 2014, 2020; Thomas 1999, 2007) umzugehen.
Psycho-emotionalen Disablism beschreibt Carol Thomas (1999, 2007) in ihrer rela-
tionalen Weiterentwicklung des sozialen Modells von Behinderung als von direkten
Beeinträchtigungsfolgen zu unterscheidende, gefühlsmäßige Belastung und Ein-
schränkung von Aktivitäten durch eine diskriminierende Gesellschaft. »[P]sycho-
emotional disablism places limits on who they *can be* by shaping individuals' ›inner
worlds‹, sense of ›self‹ and social behaviours« (Thomas 2007: 72; Herv.i.O.). Dabei
lässt sich indirekter von direktem psycho-emotionalem Disablism unterscheiden:
Ersterer wird durch eine Konfrontation mit baulichen Barrieren verursacht und
letzterer durch abwertende Worte und Handlungen nicht-behinderter Menschen,
wie etwa Vermeidung, aufdringliche Fragen, Anstarren oder Hassrede. Wenn

2 Obwohl Emotionsarbeit auf Grundlage von Gefühlsnormen geleistet wird, ist der Begriff der
Gefühlsnormen in den Disability Studies bisher deutlich seltener rezipiert worden (Ausnah-
men siehe z.B. Liddiard 2018).

(in)direkter Disablism internalisiert wird, verändert er darüber hinaus das eigene Selbstverhältnis (vgl. Reeve 2014, 2020). Der Begriff des psycho-emotionalen Disablism politisiert sozusagen subjektiv empfundene Dimensionen von Behinderung (vgl. Thomas 1999).

Inwiefern löst psycho-emotionaler Disablism nun Emotionsarbeit aus? Dies soll im Folgenden in Bezug auf indirekten und direkten psycho-emotionalen Disablism weiter ausgeführt werden.

Barrieren – verstanden als indirekter psycho-emotionaler Disablism (vgl. Reeve 2014, 2020) – lösen bei durch diese behinderte Menschen eine Vielzahl emotionaler Reaktionen aus, mit denen sie einen Umgang finden müssen, etwa Frustration, Ärger oder Verlegenheit (vgl. Reeve 2020). Barrieren betreffen behinderte Menschen direkt leiblich (vgl. Price/Kerschbaum 2016) und schränken ihre Präsenz in und Zugehörigkeit zu sozialen Räumen ein (vgl. Titchkosky 2011). Mia Mingus (2011: o.S.) beschreibt den alltäglichen Eindruck, den Barrieren bei ihr hinterlassen, wie folgt: »the weight, emotion, logistics, isolation, trauma, fear, anxiety and pain of access«. Insbesondere prägt jedoch die mangelnde Bereitschaft nicht-behinderter Menschen, Differenz und unterschiedliche Betroffenheit wahrzunehmen, die gefühlsmäßige Wirkung von Barrieren (vgl. Mingus 2011; Campbell 2020). Nicht-behinderte Menschen bemerken Barrieren, von denen sie nicht betroffen sind, in der Regel selbst nicht³ und auch nicht den Aufwand, der dazu aufgebracht werden muss, Anpassungen einzufordern (vgl. Olsen 2018). Behinderte Menschen, die ihre Zugangsbedürfnisse äußern oder angemessene Vorkehrungen einfordern, berichten von verständnislosen Reaktionen nicht-behinderter Menschen, beispielsweise davon, dass nicht-behinderte Bekannte irritiert reagieren, wenn behinderte Menschen bei der Planung von Freizeitaktivitäten Barrierefreiheit gegenüber hedonistischeren Aspekten wie etwa dem gastronomischen Angebot priorisieren (vgl. Schönwiese 2011).

In einer ableistischen und neoliberalen Gesellschaft wird die Verantwortung für den Umgang mit diesen allgegenwärtigen Barrieren individualisiert. Daher müssen sich behinderte Menschen stets selbst darum kümmern, Informationen über (fehlende) Barrierefreiheit einzuholen und angemessene Vorkehrungen einzufordern sowie mit den gefühlsmäßigen Auswirkungen vorhandener Barrieren umzugehen (vgl. Ahmed 2017; Inckle 2018; Olsen 2018; Price 2021; Price/Kerschbaum 2016; Schönwiese 2011). »The very effort required to find out about access can end up making events inaccessible. Access can become inaccessible« (Ahmed 2017: 114). Eine Weigerung, die Verantwortung für Barrierefreiheit individuell zu tragen, kann in

3 Auch wenn nicht-behinderte Menschen allgegenwärtige Barrieren häufig nicht bewusst wahrnehmen, sind Anpassungsmaßnahmen nur deshalb notwendig, weil Umweltbedingungen nach den Bedürfnissen nicht-behinderter Menschen gestaltet sind (vgl. Kafer 2013).

Ausgrenzung münden (vgl. Campbell 2020). Selbst wenn angemessene Vorkehrungen wie etwa Nachteilsausgleiche formell beantragt werden können, müssen behinderte Menschen ihre Zeit und auch emotionale Energie investieren, um ihre Ansprüche durchzusetzen (vgl. Ahmed 2017; Inckle 2018; Osborne 2019; Price 2021). Dies lässt sich als zusätzliche, unbezahlte Arbeit beschreiben, die zumeist unsichtbar bleibt (vgl. Inckle 2018). Darüber hinaus gibt es auf individueller Ebene keine Lösung für die strukturelle Gewalt, die sich in Barrieren manifestiert: Es wirkt systemstabilisierend, egal ob behinderte Menschen sich aus Sozialräumen zurückziehen oder Einzelfall-Lösungen finden (vgl. Schönwiese 2011).

Abwertende Worte und Handlungen nicht-behinderter Menschen – verstanden als direkter psycho-emotionaler Disablism (vgl. Reeve 2014, 2020) –, wie etwa Vermeidungsverhalten oder Eingriffe in die Privatsphäre behinderter Menschen, lösen ebenfalls Emotionsarbeit aus. Sichtbar behinderte Menschen erleben bisweilen, dass nicht-behinderte Menschen vermeiden, überhaupt mit ihnen zu interagieren (vgl. Murphy 1995; Reeve 2020; Thomas 2007), und sich etwa körperlich von ihnen distanzieren, ihre Augen abwenden oder nicht wissen, was sie zu ihnen sagen sollen (vgl. Murphy 1995). Wenn ihnen nicht ausweichend begegnet wird, müssen behinderte Menschen möglicherweise mit Eingriffen in die Privatsphäre umgehen, denen sichtbar behinderte Menschen in der Öffentlichkeit ausgesetzt sind – wie dies etwa für Rollstuhlnutzer:innen beschrieben worden ist (vgl. Cahill/Eggleston 1994; Maskos 2018). Nicht-behinderte Menschen scheinen von ihnen zu erwarten, jede noch so unangemessene Frage freundlich zu beantworten, um voyeuristische Bedürfnisse zu befriedigen (vgl. Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018) – etwa über Ätiologien und die Logistik des Alltags, beispielsweise mit Prothesen (vgl. Garland-Thomson 2009), oder über das Intim- und Sexualleben ihnen nicht näher bekannter behinderter Menschen (vgl. Liddiard 2018). Weiter kann das Anstarren als visuelles Eindringen in die Privatsphäre behinderter Menschen aufgefasst werden (vgl. Garland-Thomson 2009).

Die gefühlsmäßige Belastung durch abwertende Worte und Handlungen wird durch die Erwartung verschärft, dass behinderte Menschen nicht-behinderten Menschen den Umgang mit *ihrer* Differenz so angenehm wie möglich⁴ machen sollen (vgl. Garland-Thomson 2009; Murphy 1995; Watermeyer/Swartz 2008) und dazu etwa auftretende Spannungen abbauen und nicht-behinderten Menschen potentielle Unsicherheiten nehmen sollen (vgl. Murphy 1995). Wenn der Umgang miteinander unangenehm verläuft, wird dies tendenziell behinderten Menschen zugeschrieben (vgl. Ancet 2013; Watermeyer/Swartz 2008). Darüber hinaus wird von behinderten Menschen erwartet, nicht-behinderte Menschen vor eventuell aufkommenden Schuldgefühlen zu schützen, wenn sie sich etwa ungleicher

4 An Angehörige anderer Minderheiten wird ebenfalls die Erwartung gerichtet, Verantwortung für angenehme Interaktionen zu übernehmen (vgl. Ahmed 2014).

Chancen oder allgegenwärtiger Barrieren bewusst werden (vgl. Watermeyer 2014). Eine Weigerung, die Verantwortung für den angenehmen Verlauf sozialer Interaktionen individuell zu übernehmen, kann dazu führen, dass die Legitimität der Anwesenheit behinderter Menschen in Frage gestellt wird (vgl. Ancet 2013). Die gefühlsmäßige Belastung durch direkten psycho-emotionalen Disablism wird dabei durch seine Unvorhersehbarkeit weiter verschärft. Anders als bei baulichen Barrieren lässt sich über zwischenmenschliche Begegnungen nicht voraussagen, wie sie ablaufen werden und ob beispielsweise Eingriffe in die Privatsphäre oder anderweitig verletzendes Verhalten bewältigt werden muss (vgl. Reeve 2014).

Die Disability Studies rezipieren Emotionsarbeit in Anlehnung an Arlie Hochschild (2012 [1983]) als sozial ungleich verteilt. Hochschild (2012 [1983]) selbst sieht in der nicht paritätisch aufgeteilten Arbeit an Emotionen (etwa zwischen den Geschlechtern) eine häufige Ursache von zwischenmenschlichen Konflikten. Ähnlich konstatiert Sara Ahmed (2014), dass ein unverhältnismäßig hoher Anteil der Arbeit an Emotionen den Angehörigen von Minderheiten aufgebürdet werde: »Those who do not sink into spaces, whose bodies are registered as not fitting, often have to work to make others comfortable. Much of what I have called earlier ›diversity work‹ is thus emotional work« (ebd.: 224).

3. Potentielle Partizipativer Lehre für eine gerechter verteilte Emotionsarbeit

Wie ließe sich nun »[v]erlernen« (vgl. Grundlagenbeitrag), behinderten Menschen einen überproportional hohen Anteil an Emotionsarbeit aufzubürden und dies im Sinne eines »(hochschul)politisch-emanzipatorischen Partizipationsbestreben[s]« (Grundlagenbeitrag: 98)?

Sowohl durch indirekten als auch durch direkten psycho-emotionalen Disablism (vgl. Reeve 2014, 2020) ausgelöste Emotionsarbeit ist stark dadurch geprägt, dass die Verantwortung für Barrierefreiheit, wie auch für angenehme Interaktionen, nicht geteilt wird. Partizipative Lehre könnte einen Rahmen schaffen, beides zu erproben.

Disability-Studies-Autor:innen beschreiben die gefühlsmäßige Wirkung von Barrieren als vergleichsweise leicht abzumildern: »the next time someone tells you they need something – anything, any accommodation for any reason – *believe them*« (Price 2021: 273; Herv.i.O.). Die Behindertenrechtsaktivistin Mia Mingus (2011) präzisiert in ihrem Aufsatz »Access Intimacy«, wie nicht-behinderte Menschen die Verantwortung für vorhandene Barrieren mittragen können, nämlich indem sie geäußerte, individuelle Zugangsbedürfnisse nicht hinterfragen, auch zu einem späteren Zeitpunkt erinnern oder etwa eine gemeinsame Überprüfung von Barrierefreiheit anbieten und dafür keine besondere Dankbarkeit erwarten. »Access

intimacy is that elusive, hard to describe feeling when someone else ›gets‹ your access needs. The kind of eerie comfort that your disabled self feels with someone on a purely access level« (ebd.: o.S.). Access Intimacy setzt dabei keine vollständige Barrierefreiheit voraus und ebenso geht Access Intimacy nicht immer mit vollständiger Barrierefreiheit einher. »Many of us have experienced obligatory access that has left us feeling like a burden, violated or just plain shitty« (ebd.).

Da die gefühlsmäßige Wirkung von abwertenden Worten und Handlungen nicht-behinderter Menschen ebenfalls dadurch geprägt scheint, dass von behinderten Menschen erwartet wird, Verantwortung für den angenehmen Verlauf sozialer Interaktionen individuell zu übernehmen, wäre auch in diesem Bereich durch ein »Verlernen« (vgl. Grundlagenbeitrag) mit einer Abmilderung ebendieser gefühlsmäßigen Belastung zu rechnen. Ansatzpunkt könnten hier an behinderte Menschen gerichtete, situationsspezifische Erwartungen an sogenannte Gefühlsnormen (vgl. Hochschild 2012 [1983]) sein. Beispielsweise wird von ihnen erwartet, Gefühle nicht öffentlich zu verhandeln, die behinderten Menschen stereotyp zugeschrieben werden, etwa Trauer und Trübseligkeit, Hilflosigkeit und Verletzlichkeit oder Wut und Ärger (vgl. Murphy 1995; Watermeyer 2014). Diese Gefühlsnorm zeigt sich insbesondere auch, wenn von behinderten Menschen erwartet wird, nicht verärgert oder gar aggressiv auf die oben beschriebenen Eingriffe in ihre Privatsphäre zu reagieren, um nicht als unfreundlich oder sogar als *verbittert* wahrgenommen zu werden (vgl. Cahill/Eggleston 1994; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Eine weitere Gefühlsnorm lässt sich als Erwartung beschreiben, dass behinderte Menschen für (jegliche) ihnen angebotene Unterstützung dankbar *sein*⁵ sollen (vgl. Watermeyer/Swartz 2008). Dankbarkeitserwartungen sind insbesondere auch deshalb problematisch, da sie beispielsweise auch auf unzureichende Versorgung (vgl. Waldschmidt 2012) oder ungebetene Hilfe (vgl. Cahill/Eggleston 1994) ausgedehnt werden können.

4. Ambivalente Nebeneffekte

Weiter nehmen die Herausgeber:innen eine durchgängig relationale Perspektive auf sich prozesshaft verändernde Verhältnisse und darin eingebettete Beziehungen (vgl. Grundlagenbeitrag) zwischen Inklusion und Exklusion ein, um Ambivalenzen und Widersprüche abzubilden und der »Dynamik und Prozesshaftigkeit« (siehe Grundlagenbeitrag: 85) inklusionsorientierter Bestrebungen gerecht zu werden. Auch heben sie das Risiko der Essentialisierung hervor, wenn Menschen ohne

5 Während die Erwartung, stereotyp zugeschriebene Gefühle zu verlernen, sich als Oberflächenhandeln (vgl. Hochschild 1998) beschreiben lässt, entspricht die Erwartung, Dankbarkeit auch tatsächlich zu empfinden, einem Tiefenhandeln (vgl. ebd.).

reguläre Hochschulzugangsmöglichkeiten in Hochschullehre einbezogen sind und Partizipative Lehre meist als Vermittlung von Erfahrungswissen konzipiert und ein Verharren in Selbstbetroffenheit (vgl. Grundlagenbeitrag) erwartet wird. Die Herausgeber:innen schlagen hier u.a. vor, auf in Communities geteiltes und erzeugtes Wissen zu rekurren.

Um Partizipative Lehre für eine gerechter geteilte Emotionsarbeit fruchtbar zu machen, ist von zentraler Bedeutung, Emotionen in diesem Sinne zu deindividualisieren.

Hierzu anschlussfähig problematisiert Jijian Voronka (2019a, 2019b) in ihrer Forschung als und über sogenannte Peer Support Worker im kanadischen Gesundheitswesen die begrenzte Kontrolle von Erzählenden über die Rezeption ihrer Narrative – sogar dann, wenn sie selbst emanzipatorische Lesarten anbieten. Peer Support Worker sind ehemalige Nutzer:innen psychiatrischer Dienste, die u.a. im kanadischen Gesundheitswesen beschäftigt werden, um die gefühlte Distanz zwischen Nutzer:innen und Anbieter:innen zu überbrücken, etwa indem Peer Support Worker ihre gelebten und erzählten Erfahrungen in die Ausbildung von medizinischen Fachkräften einbringen.

Nicht verhindern zu können, dass ihre eigene Lebensgeschichte etwa als *inspirierend* gehört wird, beschreibt Voronka (2019a, 2019b) als frustrierend, verletzend und erlebt dies weiter als Ausdruck einer »epistemischen Gewalt« (Spivak 1988: LXXVI; eigene Übersetzung):

»[E]ven when the intent of the stories shared are to offer systemic critique of mental health epistemes, it is difficult to hear such stories beyond the psychiatric gaze. I argue that individual storytelling practices now get processed through resiliency and recovery metanarratives that continue to position both the problem and its potential solution at the level of individual bodies« (Voronka 2019a: 8).

Verkompliziert wird diese Problematik einer individualisierenden Rezeption dadurch, dass Peer Support Worker mit paradoxen Erwartungen konfrontiert werden – ähnlich den beobachteten Paradoxien, die Gayatri Spivak (1988) in ihrer Theoretisierung von subalternen Subjektivitäten respektive von Untergeordnetheit und Machtlosigkeit beschreibt. So beschreiben Peer Support Worker einerseits, wie sie ihre Sprache, ihr Verhalten und ihr Erscheinungsbild sorgfältig verändern, um ihre Gegenwart etwa für medizinische Fachkräfte *angenehmer* zu gestalten und den engen Vorstellungen professionellen Verhaltens zu entsprechen. Andererseits distanziert ihre neue Rolle als Peer Support Worker sie von ebenjener Gruppe, als deren vermeintliche Peers sie eingestellt worden sind – eine Distanz, die sie aktiv zu minimieren versuchen, etwa indem sie zurückliegende Krisenzustände gegenüber Fachkräften und Peers betonen (vgl. Voronka 2019b).

Ähnlich gelagerte ambivalente Nebeneffekte lassen sich für die Partizipative Lehre antizipieren. Sie werden relevant, wenn Menschen mit Lernschwierigkeiten als »Expert:innen ihrer Lebenswelt« (vgl. Grundlagenbeitrag: 97) in der Hochschullehre tätig sind. Anzunehmen wäre, dass auch Hochschullehrende mit Lernschwierigkeiten mit einem Verlust der Kontrolle der Rezeption ihrer eigenen Narrative konfrontiert werden können. Wir verknüpfen insbesondere »biografisch und erfahrungsbasierte Lehrformate« (vgl. Grundlagenbeitrag: 97) nicht nur mit Chancen einer Teilhabe bislang von Hochschulen ausgeschlossener Personengruppen, sondern auch mit Gefahren einer individualisierten, verklärten Rezeption ihrer jeweils eigenen Geschichten.

5. Fazit

An dieser Stelle lässt sich zusammenfassen, dass die Disability Studies Arlie Hochschilds (2012 [1983]) Konzept der Emotionsarbeit zumeist rezipieren, um einen überproportional hohen Anteil an einer Arbeit an Emotionen zu beschreiben, der behinderten Menschen aufgebürdet wird. Diese ungleiche Verteilung ergibt sich u.a. daraus, dass nicht-behinderte Menschen in einer ableistischen Gesellschaft die Verantwortung für (in)direkten psycho-emotionalen Disablism – oder für allgegenwärtige Barrieren und diskriminierende Worte und Handlungen – in der Regel nicht mittragen. An dieser Stelle kann Partizipative Lehre ansetzen und einen Rahmen bieten, in dem eine gerechter geteilte Emotionsarbeit erprobt wird. In Bezug auf die Übernahme von Verantwortung für fehlende Barrierefreiheit ist das Konzept der »Access Intimacy« (vgl. Mingus 2011) aufschlussreich. Die Verantwortung für die abwertenden Worte und Taten nicht-behinderter Menschen gerechter zu teilen, könnte sich darin äußern, spezifisch an behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen zu hinterfragen, etwa Verbote, stereotyp zugeschriebene Gefühle öffentlich zu verhandeln, oder Dankbarkeitserwartungen. Beide Gefühlsnormen legen behinderten Menschen die Verantwortung für angenehme Interaktionen individualisiert auf. Themen wie Barrieren an Hochschulen oder das Teilen von Verantwortung an der Arbeit an Emotionen könnten Gegenstand von Lehrveranstaltungen – auch, aber nicht ausschließlich eingebunden in Partizipativer Lehre – sein.

Literatur

- Ahmed, Sara (2014): *The Cultural Politics of Emotion*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Ahmed, Sara (2017): *Living a Feminist Life*, Durham: Duke University Press.

- Ancet, Pierre (2013): »La honte d'exister«, in: ALTER – European Journal of Disability Research/Revue Européenne de Recherche sur le Handicap 7, S. 46–55.
- Cahill, Spencer E./Eggleston, Robin (1994): »Managing Emotions in Public. The Case of Wheelchair Users«, in: Social Psychology Quarterly 57, S. 300–312.
- Campbell, Fiona K. (2020): »The violence of technicism: Ableism as humiliation and degrading treatment«, in: Nicole Brown/Jennifer Leigh (Hg.), *Ableism in Academia: Theorising experiences of disabilities and chronic illnesses in higher education*, London: University College London Press, S. 202–224.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2009): *Staring. How We Look*, Oxford: Oxford University Press.
- Goodley, Dan/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2018): »Feeling disability. Theories of affect and critical disability studies«, in: *Disability & Society* 33, S. 197–217.
- Hochschild, Arlie R. (1998): »The sociology of emotion as a way of seeing«, in: Gillian Bendelow/Simon J. Williams (Hg.), *Emotions in Social Life. Critical Themes and Contemporary Issues*, London: Routledge, S. 3–15.
- Hochschild, Arlie R. (2012 [1983]): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*, Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, Arlie R. (2013): *So How's the Family? And other essays*, Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, Arlie R. (2016): *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning on the American Right*, La Vergne: The New Press.
- Inckle, Kay (2018): »Unreasonable adjustments. the additional unpaid labour of academics with disabilities«, in: *Disability & Society* 33, S. 1372–1376.
- Kafer, Alison (2013): *Feminist, Queer, Crip*, Bloomington: Indiana University Press.
- Liddiard, Kirsty (2018): *The Intimate Lives of Disabled People*, London: Routledge.
- Maskos, Rebecca (2018): »Und dann hab ich gemerkt, wie viel Spaß das auch macht«. Rekonstruktionen von Behinderung und Nichtbehinderung am Beispiel der Rollstuhlnutzung. Vorläufige Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit gehbeeinträchtigten Menschen«, in: *Journal für Psychologie* 26, S. 50–74.
- Mingus, Mia (2011): *Access Intimacy: The Missing Link*. <https://leavingevidence.wordpress.com/2011/05/05/access-intimacy-the-missing-link/>, zuletzt aufgerufen am 07.06.2024.
- Murphy, Robert (1995): »Encounters. The Body Silent in America«, in: Benedicte Ingstad/Susan Reynolds Whyte (Hg.), *Disability and Culture*, Berkeley: University of California Press, S. 140–158.
- Olsen, Jason (2018): »Socially disabled: the fight disabled people face against loneliness and stress«, in: *Disability & Society* 33, S. 1160–1164.
- Osborne, Tanya (2019): »Not lazy, not faking: teaching and learning experiences of university students with disabilities«, in: *Disability & Society* 34, S. 228–252.
- Price, Margaret (2021): »Time Harms«, in: *South Atlantic Quarterly* 120, S. 257–277.

- Price, Margaret/Kerschbaum, Stephanie L. (2016): »Stories of Methodology. Inter-viewing Sideways, Crooked and Crip«, in: *Canadian Journal of Disability Studies* 5, S. 18–56.
- Reeve, Donna (2014): »Psycho-emotional Disablism and Internalised Oppression«, in: John Swain/Sally French/Colin Barnes/Carol Thomas (Hg.), *Disabling Barriers – Enabling Environments*, London: SAGE, S. 92–98.
- Reeve, Donna (2020): »Psycho-emotional disablism. The missing link?«, in: Nick Watson/Simo Vehmas (Hg.), *Routledge Handbook of Disability Studies*, London: Routledge, S. 102–116.
- Schönwiese, Volker (2011): »Behinderung und Identität. Inszenierungen des Alltags«, in: Christian Mürner/Udo Sierck (Hg.), *Behinderte Identität?*, Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 143–162.
- Spivak, Gayatri C. (1988): »Can the Subaltern Speak?«, in: Cary Nelson (Hg.), *Marxism and the interpretation of culture*, Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.
- Thomas, Carol (1999): *Female Forms. Experiencing and understanding disability*, Buckingham: Open University Press.
- Thomas, Carol (2007): *Sociologies of Disability and Illness. Contested Ideas in Disability Studies and Medical Sociology*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Titchkosky, Tanya (2011): *The Question of Access. Disability, Space, Meaning*, Toronto: University of Toronto Press.
- Voronka, Jijian (2019a): »Storytelling Beyond the Psychiatric Gaze. Resisting resilience and recovery narratives«, in: *Canadian Journal of Disability Studies* 8, S. 8–30.
- Voronka, Jijian (2019b): »The mental health peer worker as informant: performing authenticity and the paradoxes of passing«, in: *Disability & Society* 34, S. 564–582.
- Waldschmidt, Anne (2012): *Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer*, Wiesbaden: VS.
- Watermeyer, Brian (2014): »Disability and Loss. The Psychological Commodification of Identity«, in: *Psychology Journal* 11, S. 99–107.
- Watermeyer, Brian/Swartz, Leslie (2008): »Conceptualising the psycho-emotional aspects of disability and impairment: the distortion of personal and psychic boundaries«, in: *Disability & Society* 23, S. 599–610.
- Wechuli, Yvonne (2019): »Strangers in their own land: anger and mourning on the American right, by Arlie Russell Hochschild, New York, The New Press, 2016, 351 pp., 18,99€ (hardback), ISBN 978-1-62097-225-0«, in: *Disability & Society* 34, S. 855–857.
- Wechuli, Yvonne (2023): »Behindernde Affekte im Hochschulkontext. Ungleich geteilte Emotionsarbeit in einer ableistischen Akademie«, in: Stefanie Leinfellner et al. (Hg.), *#acertaindegreeofflexibility. Bedingungen der Wissensproduktion*

zwischen Qualifizierung, Selbstoptimierung & Prekarisierung, Opladen: Barbara Budrich, S. 157–173.

York, Jana/Wechuli, Yvonne (2023): »Ungleichheiten in akademischen Räumen. Behinderte Akademiker*innen zwischen atypischer Beschäftigung und Offenbarungs-Dilemmata«, in: Mirjam Hoffmann/Thomas Hoffmann/Lisa Pfahl/Michael Rasell/Hendrik Richter/Rouven Seebo/Miriam Sonntag/Josefine Wagner (Hg.), Raum. Macht. Inklusion. Inklusive Räume erforschen und entwickeln, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 183–189.